

Vortrag bei einer Konsultation des Seelsorgeseminars Halle, Franckesche Stiftungen Halle,
9. Juni 2001

Prof. Dr. Jürgen Ziemer, Leipzig

Fremd und interkulturell – Herausforderungen für die theologische Praxis

1. Wer oder was ist fremd? Zum Begriff des Fremden

Lassen Sie mich mit einer kleinen Philologie des Fremden beginnen. „Fremd“ hat die Bedeutung von „entfernt“ und „unvertraut“, erfahren wir aus dem Herkunftswörterbuch. Das Wort leitet sich her vom Althochdeutschen *fram* (engl. *from*) und bedeutet: vorwärts, weiter, von – weg. Das Fremde hat also ursprünglich mit Raumerfahrung zu tun. Und ein Fremder ist, wer aus einem fernen Raum kommt. Nun haben auch unsere Gefühle viel mit Raumerfahrung zu tun. Schon bei „Ferne“ und „Nähe“ assoziieren wir Gefühlsmäßiges. „Entfernt“ ist eben immer auch „unvertraut“. Die Begegnung mit dem Fremden weist also schon auf der philologischen Ebene emotionale Zusammenhänge auf. Fremdsein ist seit je her und heute erst recht ein „heißes“ Thema. Es ist von der einen wie von der anderen Seite (wer ist eigentlich jeweils wem fremd?) mit gefühlsmäßigen Einstellungen, mit Ängsten, mit Spannungen im Zusammenhang zu sehen.

Sich der Herausforderung eines Themas um das „Fremde“ zu stellen bedeutet deshalb zuerst einmal, dieses Thema heraus zu holen aus dem Bann eiliger Voreinstellungen und ungeprüfter Ressentiments.

1.1 Der, die, das Fremde als Relationsbegriff

Schlicht gesagt: was fremd genannt wird, ist stets relativ. Es gibt nicht „den“ Fremden in einem objektiven Sinn. *Fremd* ist etwas nur in Bezug auf das Hiesige, Eigene oder wie immer man es nennen möchte. „Fremder“ ist also kein Ordnungsbegriff. Wenn im alten Athen die Unterscheidung von Griechen und Barbaren gängig war, dann hatte diese Unterscheidung zunächst nur eine Ordnungsfunktion, auch wenn dem Wort „Barbaren“ immer gleich ein Pejorativ anhing. Aber Barbaren waren nicht eigentlich die „Fremden“, sondern die Nichtgriechen. Fremde sind auch heute nicht die Afrikaner, die Franzosen, die Russen irgendwo auf der Welt, sondern: Fremde sind die Afrikaner, Franzosen, Russen bei uns. Sie sind es bei uns – streng genommen – auch dann nicht, wenn sie als Touristen, Kongressbesucher oder Wirtschaftsfachleute hier weilen. Georg Simmel hat eine einprägsame soziologische Definition des Fremden gegeben: „Fremd ist nicht der, der heute kommt und morgen geht“, für den Fremden vielmehr ist wesentlich, „dass er heute kommt und morgen bleibt.“ Der Fremde ist der Gast, der bleibt.

Fremdsein muss aus dieser Perspektive nicht in völligem Gegensatz zu Nähe und zum Vertrautsein stehen. Es sind eben die Ausländer bei uns, mit denen wir leben oder arbeiten; es ist die Freundin des Sohnes, der Freund der Tochter usw. Fremdheit setzt Nähe voraus, macht sie jedenfalls nicht unmöglich. So kommt es, dass Ost- und Westdeutsche im Grunde genommen eben erst seit 1989 sich gegenseitig als „Fremde“, im Jargon: „Ossis“ und „Wessis“ erleben, also erst, seitdem sie nicht mehr in entfernten, im Wesentlichen unzugänglichen Räumen leben, sondern im gemeinsamen Hiesigen ihr Zuhause haben.

1.2 Die Erfahrung universeller Fremdheit in der modernen Gesellschaft

Wenn man von Fremdheit spricht muss man sich klar machen, dass es nicht nur um eine besondere Personengruppe, eben die Fremden, geht. Die individualisierte Gesellschaft mit ihren außerordentlich hohen Mobilitätsgrad lässt die Erfahrung der lokalen Vertrautheit (z. B. in der Kleinstadt, auf dem Dorf, in der Region) immer geringer werden. Die Identitäten mischen sich und die Frage nach „Heimat“ hat geradezu etwas Exotisches an sich. *www.heimat.de* heißt ein Theaterprojekt, das gegenwärtig in Leipzig läuft. Schon der verfremdende Titel spricht für sich.

Ulrich Beck schreibt in diesem Zusammenhang: „Die Frage lautet nicht mehr: Wie gehen ‚wir‘ mit ‚Fremden‘ um? Sondern die Frage lautet: Wie gehen die Fremden der einen oder der anderen Art mit sich selber um?“

Erving Goffman hat die Folgen dieser Verallgemeinerung von Fremdheit untersucht, und er meint, dass an die Stelle von Misstrauen und Furcht eine neue Form von *civil inattention* – ziviler Gleichgültigkeit oder ziviler Unaufmerksamkeit – trete.

Es gibt für diese zivile Gleichgültigkeit inzwischen viele Belege. Die oft beobachtete „Wegschau-Mentalität“ (z. B. bei Gewalt gegenüber Ausländern) gehört ebenso dazu wie eine bestimmte Art „toleranter Ignoranz“ bzw. „ignoranter Toleranz“ (ich tue nichts und mich geht Nichts an). Toleranz ohne Wahrnehmung, das bedeutet: „Ich habe nichts gegen Ausländer“ – ein völlig kostenloses Bekenntnis innerhalb einer Gesellschaft universeller Fremdheit.

1.3 Fremdheit als Konstrukt

Schon im mittelhochdeutschen Sprachgebrauch kann die „vremde“ bedeuten: Entferntes Land, Feindschaft.

„In allen frühen Kulturen ist der Fremde erst einmal der Feind, der von außen her plötzlich im überschaubaren Kosmos des eigenen Lebensraumes auftaucht und diesen Kosmos schon dadurch in Frage stellt“(Zerfaß): Er ist anders, sieht anders aus, spricht eine andere („barbarische“) Sprache, verehrt andere Götter usw. Im Lateinischen meint das Wort *hostis* charakteristischerweise sowohl den Freund wie den Feind. Das Thema der Fremdenfurcht weist uns zurück zu den philogenetischen und ontogenetischen Anfängen. In archaischen Kulturen, wo die Menschen sehr stark territorial orientiert sind, ist der aus dem fremden Raum Kommende zugleich der Fremde, dem gegenüber man feindliche Gefühle entwickelt. Und auch die Fremdenangst kleiner Kinder – oft als *Fremdeln* in seiner harmlosen Art bezeichnet – scheint etwas zu sein, was einfach zum Menschen dazu gehört. Man mag hier offen lassen, ob es sich um einen angeborenen Instinkt oder um früh erworbenes Verhalten handelt: Da Fremdenangst schon immer in uns ist, kann sie leicht instrumentalisiert werden im Sinne der gesellschaftlich konstruierten Fremdenfeind-Bilder.

Und dann entstehen die uns geläufigen Konstrukte: Der Fremde bzw. eben der Feind kommt, das Eigene zu zerstören oder doch ihm Schaden zuzufügen. Immer dann, wenn Schwierigkeiten in einer Gesellschaft auftreten, steht dem sozusagen die archetypische Konstruktion von den fremden Feinden als Sündenböcken zur Verfügung: „die“ Juden, „die“ Polen, „die“ Türken; und jetzt: „die“ (Schein-)asylanten. Das Spiel des Afrodeutschen Gerald Asamoah ist gefährlich: was, wenn die DFB-Auswahl demnächst verliert und der Stürmer Pech hat! Dann ist er vielleicht wieder der Fremde, der nicht hinein gehört und Unglück bringt.

Fremdheit als Konstrukt ist auch als „politisches Konstrukt“ zu verstehen: Die ganze Asylbewerberdiskussion suggeriert: Man muss aufpassen, wir müssen aufpassen, sonst überfremden uns die Fremden!

2. Fremde unter Gottes Schutz – biblische Aspekte

Israel war ein kleines Volk inmitten von vielen fremden Völkern. Die Begegnung mit Fremden war ein Alltagsproblem für die Angehörigen des jüdischen Volkes. Dem entspricht, dass uns in der Bibel, vor allem im Alten Testament, das Fremdenthema sehr häufig begegnet. Schon die unterschiedlichen Wörter für *fremd* nach der Übersetzung der Septuaginta lassen ein breites Spektrum der Fremdeneinstellung erkennen: *alotrios* bezeichnet den Ausländer, fast immer mit der Komponente als Feindlichen (Gen 31,15; Dtn 14,21, vgl. Joh 10,5). Das Wort *barbaros* bedeutet eher: ungebildet, unbedarft und es enthält in der Regel einen abwertenden Beiklang (Ps 113,1; 2 Makk 4,25; Röm 1,14). Ein drittes Wort lautet *xenos*. Es bedeutet: Fremder und zugleich Gast. Dieses Wort bezeichnet deutlich die Ambivalenz des Fremden für das alte Gottesvolk. Einerseits wird Fremdheit als Problem, vielleicht sogar als Strafe, als Rechtlosigkeit gesehen, aber zugleich ist der Fremde der Rechtschutzbedürftige, der jeglicher Gastfreundschaft Würdige (2 Sam 12,4).

2.1 Fremde Völker: Partner und Feinde

Zuzeiten gab es im alten Israel durchaus Offenheit zu anderen Völkern hin. Vor allem in der Königszeit wird von Kontakten über die Grenzen hinweg berichtet. David treibt mit anderen Völkern Handel (z. B. 1 Chr 22,2 f). Aber weithin gelten die Fremdvölker doch eher als Feinde (Num 20,14 f), und es wird als schrecklich angesehen, in der Fremde sterben zu müssen (Jer 20,6). Vor allem wird die aggressive Abgrenzung gegen andere Völker offenbar, wenn es um den Glauben und die Einzigkeit Jahwes geht. So wendeten sich die Propheten gegen fremde Kulte (Hes 6,1 f), auch werden Heiraten mit Fremden ausgeschlossen (Ex 34,15 ff). Erst die Bekehrung zu Jahwe würde die Fremdvölker zu Freunden und Partnern machen (Hes 47,22 f).

2.2 Fremde Ansiedler: in Israel unter Gottes Schutz

„Die Fremdlinge sollst du nicht bedrängen und bedrücken, denn ihr seid auch Fremdlinge in Ägypten gewesen!“ (Ex 22,20) Der Fremde, der in Israel wohnt, wird in das Leben und die Religion des Volkes eingebunden und genießt unbedingten Rechtsschutz, dessen letzte Begründung lautet: Gott sorgt für den Fremden (Dtn 10,18). Fremdlingserfahrung und Gotteserfahrung können durchaus in einem Zusammenhang gesehen werden.

In der Kennzeichnung des Fremden in Israel wird das Kennzeichen des Fremden besonders hervorgehoben: die Einheit von Nähe und Entfernung. Der Fremde ist als Naher fern und zugleich als der Ferne nah. Fremdsein ist hier eine positive Beziehung. Der Fremde ist ein Element der Gruppe des Volkes selbst. Noch im NT hallt diese Einstellung zum Fremden nach, etwa in der Erzählung von dem dankbaren Samaritaner (Lk 10) oder in der für die Fremdenproblematik so ergiebigen Erzählung von der syro-phönizischen Frau (Mt 15).

2.3 Der fremde Gast: Das Gottesgebot der Gastfreundschaft

Beispielhaft für Israel ist Abrahams (Gen 18), Lots (Gen 19), Rebekkas (Gen 24,15 f) und Hiobs Gastfreundschaft. Von Hiob wird gesagt: „Kein Fremder durfte draußen zur Nacht bleiben, sondern meine Tür tat sich dem Wanderer auf.“ (Hiob 31,32)

Der Gast bedarf der Hilfe, weil er unterwegs der Not ausgesetzt ist. Besonders verwerflich ist es darum, wenn die Hilflosigkeit der Fremden ausgenutzt wird, wie bei den Sodomitern (Gen 19,4 f).

Die Gastfreundschaft ist ein hohes Gut. Das hält sich im ganzen NT durch und wird hier eher verstärkt (Röm 12,13; 1 Petr 4,9). Ganz besonders ist zu erinnern an das Gleichnis vom großen Weltgericht, in dem Jesus deutlich macht, dass der Fremde der

Hilfe bedarf und dass das, was ihm Gutes getan wird, Jesus selbst, der immer wieder in dieser Welt fremd war, getan ist (Mt 25,35.38.44). Vom NT her ist es nicht schwierig, eine Kulturgeschichte der Gastfreundschaft auf dem Boden der christlichen Tradition zu schreiben (private Gastfreundschaft, Klöster, Hospize, Herbergswesen usw.). Dass es daneben und parallel dazu auch eine Geschichte der verweigerten Gastfreundschaft, der Fremdenfeindschaft, des Fremdenhasses gibt, wissen wir nur zu genau.

2.4 Fremdlinge in der Welt: Israel, Jesus, die Christen

Geradezu ritualhaft wird Israel immer wieder an die eigene Fremdlingsschaft in Ägypten erinnert und auch daran, dass die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob (Gen 37,2) Fremdlinge waren im Land Kanaan. Fremdlingsschaft ist kein Makel, ja sie kann gerade zum Ort und zur Gelegenheit besonderer Gotteserfahrung werden, wie Israel es eben in Ägypten erlebt hat.

Die Christen in der neutestamentlichen Zeit lebten ähnlich in nichtchristlicher Umgebung. Sie lebten als „Fremdlinge“ in ihrer Umwelt (1 Petr 1,1), aber darüber hinaus als Fremde in der Welt (1 Petr 2,11), unterwegs zur bleibenden Stadt (Hebr 11,13; 13,14), die Gott ihnen bereiten wird. Abraham, der Gottes Verheißung folgte und im fremden Land lebte, gilt in besonderer Weise als Vorbild des Glaubens (Hebr 11,9 f). Letztlich ist ja auch Christus ein Fremder in dieser Welt gewesen (Joh 1,11; vgl. Mt 25,35: „ich bin ein Fremder gewesen ...“)

3. Dem Fremden begegnen: Modelle der Kommunikation

Wie kann wirkliche Begegnung mit Fremden gelingen – Begegnung, die Unterschiede respektiert und kulturelle Differenz konstruktiv aufnimmt?

Was hier nicht gemeint ist, sind Modelle einer aus (angeblich christlicher) Höflichkeitserziehung erwachsenen Formen einer *political correctness*. Gelegentlich spürt man eine Betulichkeit im Verhalten gegen Fremde, Ausländer o. ä: angelernte Beflissenheit nach dem Motto: Natürlich habe ich nichts gegen Juden, Zigeuner, Türken, ... Ähnliches kann man bei offiziell anberaumten Begegnungsveranstaltungen erleben: unverbindliche Freundlichkeiten, diplomatische Artigkeiten ohne Konsequenzen. Das ist hier nicht gemeint, obwohl es immer wieder zur Realität von Fremden in unserem Land gehört. Und nicht nur zur Realität von ausländischen Fremden, sondern auch von Menschen, die aus anderen Gründen fremd erscheinen: Homosexuellen, Behinderten, Menschen, die irgendwie anders sind und sich ausgegrenzt erleben.

Theo Sundermeier nennt hier vier Modelle der Begegnung mit dem Fremden, an denen ich mich im Folgenden lose orientiere.

3.1 Gleichheitsmodell: der Fremde ist wie ich

Dieses Modell ist dem soeben erwähnten Kommunikationsmodell unverbindlicher Höflichkeiten recht ähnlich. Ich möchte aber nicht unterstellen, dass es stets nur von dem Wunsch nach einer *political correctness* getragen ist. Manchmal ist es eher unbewusst vereinnahmend. Man möchte die Differenzen nicht wahrnehmen, um möglichst Konflikten oder auch nur Stellungnahmen zu entgehen.

Dieses Modell der Begegnung wird dem Fremden nicht gerecht, mehr noch: es kann gefährlich werden. Das geschieht dann, wenn ich von der Gleichheit ausgehe und dann daraus die Folgerung entsteht, der Fremde möge mir gleichgemacht werden – sei es mit Worten, sei es mit fragwürdigen Methoden der Erziehung. Kolonisatoren sind in der Vergangenheit nicht selten nach dem Modell der „weißen Norm“ verfahren: wer nicht

gleich ist, wird gleich gemacht. Der gute Wille, die Unterschiede nicht hervorzuheben, kann in sein Gegenteil verkehrt werden.

3.2 Das Alteritätsmodell: der Fremde ist ganz anders

Das ganz Andere kann „faszinierend“ und „ängstigend/abstoßend“ sein. Der Fremde wird schnell in die Schublade des Exotischen, Absonderlichen oder eben in die des Feindes gesteckt. So oder so steht eine Isolierungstendenz, die Absicht positiver oder negativer Ghettoisierung. Das fängt oft harmlos an, gelegentlich erheiternd, wenn etwa eine Afrodeutsche angesprochen wird: „Du sprechen deutsch?“; denn, da sie nun einmal schwarz ist, muss sie ja auch anders sein, also auch eine andere Sprache sprechen. Oder ein anderes harmloses, aber charakteristisches Beispiel, das Ulrich Beck berichtet: Chinesen, die in Amerika aufgewachsen sind, haben oft damit zu rechnen, dass man sie in New York oder anderswo nach dem nächsten Chinarestaurant fragt. Eine westdeutsche Journalistin beim ORF, die vorwiegend Reportagen auf Dörfern zu machen hat, muss es immer wieder über sich ergehen lassen, zum 50. Mal darüber informiert zu werden, wie in der DDR die Landwirtschaft funktionierte, nach dem Motto: die ist ja fremd hier und weiß das natürlich nicht. Als sie bewusst ihre Kenntnisse einzubringen versucht, wird das geflissentlich überhört. Die Fremde soll fremd bleiben – das ist nicht einmal böse Absicht.

Aber eine solche Haltung kann sich mit böser Absicht verbinden: „die Südländer sind alle faul“; „das Klima ...“, „die können nicht richtig arbeiten, man sieht es ja“, usw. ... Wer nach dem Alteritätsmodell verfährt, hält sich oft viel auf seinen angeblichen Realitätssinn zu Gute. Das kann auch ein Weg zum Rassismus werden. Freilich nicht nur: es kann auch im Gegenteil eine Faszination durch das Fremde, andere erfolgen. Dann ist mit einmal das „Asiatische“ oder das „Jüdische“ oder das „Russische“ das einzig Wahre. Aber auch hier gilt: eine Begegnung mit dem Fremden findet in dieser Faszinierungsvariante ebenfalls nicht statt.

3.3 Das Komplementaritätsmodell: der Fremde ergänzt uns

Das ist sicher in unserer Kultur das häufigste Modell: das Andere, das der Fremde hat und mitbringt, ist wichtig als Komplementierung des Eigenen. Theo Sundermeier nennt dieses Modell auch „Händlermodell“. Der fremde Händler hat etwas anzubieten, was wir nicht haben. Deshalb ist er als Händler willkommen: er bietet fremde Waren an, orientalische Teppiche, asiatische Gewürze, indische Meditationspraxis, afrikanische Folklore, japanische Selbstverteidigungsstrategien. Das alles brauchen wir, es ergänzt und bereichert unser Leben. Es wird nur schwierig, wenn der Fremde unser Leben mitleben möchte, wenn er die Absicht bekundet, als Steuerberater, Lehrer oder Arzt zu arbeiten.

Keine Frage, mit dem Komplementaritätsmodell kommt man weiter und es kann im geistigen Bereich durchaus fruchtbar sein (Dialog). Dennoch verführt es dazu, den Fremden einseitig und nicht in seiner vollen Menschlichkeit zu betrachten und einzuordnen.

3.4 Das Souveränitätsmodell: der Fremde ist ein anderer und mir ebenbürtig

Die Begegnung mit Fremden ist fruchtbar und sinnvoll, wenn sie als Begegnung von Souveränen gelingt und zur Vergewisserung der jeweils eigenen Identität führt. Dann wird Intellektualität nicht zu einem Kulturwettbewerb und auch nicht zu einer Bastelaufgabe, sondern schafft vielmehr eine Situation der Offenheit und Kreativität.

Grundlegend für das Gelingen einer solchen souveränen Begegnung von Personen sind:

- Selbstvertrauen im Blick auf die eigene Identität (also z. B. Freiheit von unrealistischen Überfremdungsängsten);

- Interesse an der Person des Fremden: ich möchte wissen, wer der andere ist, ich bin geradezu neugierig auf ihn, ich habe an ihm Interesse um seiner selbst willen;
- Respekt vor dem Andersein des anderen, sowie seiner anderen Kultur, seiner anderen Erfahrungen usw.

Diese Grundeinstellungen müssen einerseits mitgebracht werden, aber dann auch wieder neu gewonnen und bewährt werden in dem Leben mit dem Fremden.

Dem Fremden begegnen, das heißt letztlich immer auch nach Formen der Konvivenz zu suchen, nach Möglichkeiten, miteinander zu leben.

4. Die Interkulturelle Herausforderung: mit Fremden leben

Begegnung zielt in unserer globalisierten, zunehmend multikulturell werden Gesellschaft letztlich auf Fragen des Zusammenlebens. Ich kann nicht sagen, wie dieses Konvivenz in Zukunft aussehen wird und wie weit sie unser bisheriges Leben verändern wird. Ich möchte nur abschließend auf zwei Weghilfen, die dahin führen könnten, aufmerksam machen.

4.1 Interkulturelle Seelsorge und Beratung: Brücken zu Fremden

Eine „interkulturell sensible“ Seelsorge (Christoph Schneider-Harpprecht) geht davon aus, dass es notwendig ist, in einer fremden Gesellschaft befreiende und identitätsstiftende „Differenzerfahrungen“ (Grözingen) machen zu können. Das bedeutet, dass es eine Möglichkeit gibt, als Fremder wahrgenommen und respektiert zu werden. Das ist nicht einfach und bedarf aufmerksamer und lernfähiger Seelsorger.

Christine Kayales erzählt von einer philippinischen Frau, die an einer schier unbezwingbaren Angst vor der Vergewaltigung durch Soldaten litt. Sie gehörte einer Freiheitsbewegung an und war mit einer Reihe von Gesinnungsgenossen, u. a. auch ihrem Mann, ins Gefängnis gekommen. Dort wird von den Freunden ein Plan erdacht, wie sie schwanger werden könnte, um deshalb Anspruch auf Entlassung zu haben und so der Gruppe von außen helfen zu können.

Die Seelsorgerin tippt sofort darauf, dass dieses „Projekt“ im Gefängnis, dass sie, die Seelsorgerin selbst, als schwere Verletzung der Identität empfindet, die Ursache für die permanente Vergewaltigungsangst der Frau darstellt. Die Filippina fühlt sich freilich durch solche Diagnose völlig missverstanden. Das „Projekt“ war für sie überhaupt kein Problem, da es mit ihrem Einverständnis geschah und von ihr auch gebilligt wurde. Die Vergewaltigungsangst vor den Soldaten des Marcos-Regimes liegt für sie auf einer ganz anderen Ebene und ist tief in ihr eingepflanzt.

Christina Kayales macht mit diesem Beispiel klar, dass interkulturelle Seelsorge Verzicht auf schnelle Deutung einschließt, vielleicht überhaupt Verzicht auf Interpretation. Dagegen ist geboten eine Wahrnehmung des Fremden als Anderen. Schneider-Harpprecht übernimmt in diesem Zusammenhang von Ulrich Körtner den Begriff einer „Hermeneutik des Unverständnisses“: Es gilt wahrzunehmen und zu respektieren, was ich nicht verstehe und nicht verstehen kann. So werden für den Anderen/die Andere Differenzerfahrungen als Identitätserfahrungen möglich.

Wenn ich als Seelsorgerin dem Fremden dann mit unverstellter Sympathie und einer auch das Fremde zulassenden Einstellung begegne, dann kann Seelsorge eine Brücke bauen und seinen Beitrag leisten für das Leben in der Fremde und das Leben mit Fremden.

Rolf Zerfaß hat Seelsorge als eine Weise von Gastfreundschaft interpretiert: den Fremden einladend, ihm Freiraum schaffend und Zuwendung zuteil werden lassend aufzunehmen. Gastfreundschaft wird nicht gewährt, um den Fremden zu binden und auch

nicht, um ihn unversorgt in die Fremde zu entlassen, sondern um ihn zu stärken, damit er aus eigener Kraft in der Fremde zu leben vermag.

4.2 Abrahamische Spiritualität: Hoffnung über Verschiedenheit hinaus

Im Hain Mamre, so wird Gen 18 erzählt, begegnen Abraham drei ihm unbekannte Männer. Sind es fremde Wanderer? Ist es Gott in unbekannter Gestalt? Die Frage bleibt offen, gibt der Geschichte eine geheimnisvolle Spannung. Abraham erweist den Fremden alle Ehre, bittet sie an seinen Tisch und bewirtet sie wie Könige.

Das ist Abrahamische Spiritualität: Fremde an den Tisch zu bitten.

Er selbst, Abraham, war einst aus der Heimat aufgebrochen in ein ihm fremdes Land (Gen 12). Er war selbst als Fremder auf die Gastfreundschaft anderer angewiesen.

Abrahamische Spiritualität heißt: sich aufmachen, ohne alle Sicherheiten aus den Nischen des Hiesigen, weil man sich von Gott auf den Weg gestellt sieht, das heißt auch: die Fremde und die Fremdheit nicht zu scheuen.

Drei Weltreligionen haben Abraham als ihren Urvater – Religionen, die sich miteinander bis heute immer noch relativ fremd sind: Judentum, Christentum und Islam.

Abrahamische Spiritualität bedeutet: Unterschiede wahrzunehmen und anzuerkennen, aber sie in ihrer Bedeutung auch nicht überzubewerten. Sie bedeutet: die Hoffnung nicht aufzugeben, dass hinter all den Unterschieden und Differenzen, hinter den Fremdheiten und Unnahbarkeiten der Blick frei wird auf den Ursprung des Lebens, auf den Einen Gott als Quelle der Humanität und Brücke zwischen den Menschen. Bei aller notwendigen Beachtung der Differenzen – der Glaube zielt letztlich auf das Einende, das sozusagen symbolisch erfahren wird in dem Einen Gott mit den unterschiedlichen Namen und in unterschiedlichen Gestalten.

Abrahamische Spiritualität: Der Erzvater lädt die Fremden ins Haus, er fragt sie nicht aus, er stellt ihnen keine Bedingungen. Sie sitzen gemeinsam am Tisch, am Tisch der Hoffnung. Abraham nötigt nichts auf, er gibt ihnen, was sie brauchen. Am Ende gehen sie gestärkt. Abrahamische Spiritualität, das bedeutet auch: es für möglich zu erachten, dass in den so ganz Fremden Gott begegnet.

Literatur:

Beck, Ulrich. Fremde Ambivalenz als Existenz, in: Rainer Münz u. a.: Fremde. Migration und Asyl, St. Ottilien 1999, 45-47.

Kayales, Christina: Interkulturelle Seelsorge und Beratung. Brücken zu Menschen aus fremden Kulturen, in: Pohl-Patalong, Uta / Muchlinsky, Frank (Hg.): Seelsorge im Plural, Hamburg 1999, 63-73

Kuschel, Karl-Josef: Streit um Abraham, Düsseldorf 2001.

Art. Fremde, in: RGG⁴, Bd. 3, Tübingen 2000, 339-346.

Waldenfels, Bernhard: Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden I, Frankfurt/M. 1997.

Simon, Jana (Hg.): Das Buch der Unterschiede, Berlin 2000.

Sundermeier, Theo: Den Fremden verstehen. Eine praktische Hermeneutik, Göttingen 1996.

Schneider-Harpprecht, Christoph: Interkulturelle Seelsorge, Göttingen 2001.

Grözinger, Albrecht. Differenz-Erfahrung. Seelsorge in der multikulturellen Gesellschaft, Waltrop 1996.

Art. fremd, in: Theologisches Begriffslexikon zum NT, neubearb. Ausg., Bd. 1, Wuppertal 1997, 511-524.

Zerfaß, Rolf. Menschliche Seelsorge, Freiburg 1985.